universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Aus Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1880

X. Von den Leiden der Reisenden

urn:nbn:at:at-ubi:2-8465

X.

Von den Leiden der Reiſenden.

Im Herbſte 1879.

Was auch die Wanderer, die Reiſenden, die Touriſten gegenſeitig von einander denken und reden mögen, im Grunde muß man doch dem Einen gerade ſo viel Freiheit laſſen wie dem Andern. Die bitteren Klagelieder über den „Reiſepöbel“, der jetzt die Welt durchſchwärme, die lächerlichen Geſchichten, die von ihm die Reiſebeſchreibungen erzählen, die Sarkasmen, die ſich manche Feuilletoniſten in dieſem Stücke erlauben, ihretwegen bleibt Keiner zu Hauſe, ſie haben noch nicht Eine Seele, die ſich in die blaue Ferne ſehnte, am häuslichen Herde zurückgehalten. Die Menſchheit, vor Allem die germaniſche, iſt einmal entſchloſſen, ſich in unſerem Welttheil etwas umzuſehen, und dieſes Streben iſt nicht mehr zu hindern — glücklich, wenn wir es nur leiten könnten.

Freilich gäbe es da viel zu leiten! Trotz unſerer vorzüglichen Reiſehandbücher mit ihren zwanzig und dreißig Auflagen dreht ſich in den Alpen das ganze Touriſtenheer, namentlich wenn Gattinnen und Töchter mitkommen, um etliche vielbeſchrieene Orte, die nun einmal das Preſtige

haben. Man ſtürzt dahin zu Hunderten, drängt ſich, ſtößt ſich, ſchläft unter dem Dache, zahlt überſpannte Preiſe und zieht verſtimmt nach Hauſe — weil man's nicht beſſer weiß. Anderswo ſpitzen ganze Thäler nach den Silberlingen der edlen Germanen, da und dort blühen manche ganz treffliche Wirthshäuslein im Fichtenwalde oder auf der grünen Höhe; da und dort walten in Sittſamkeit die lieblichſten Kellnerinnen — aber ſie brechen nicht hervor aus ihrer Dunkelheit — carent quia vate sacro. Das will nicht ſagen, daß ſie gerade ängſtlich auf die Dichter warten, denn ſie wären auch mit leidlichen Proſaikern zufrieden, wenn dieſe ihre Schönheiten in den Zeitungen nachdrücklich beſchreiben wollten. Wären einſt alle Oertlein bekannt, wo man ſich ſtill und ruhig ſeines Lebens freuen kann, ſo würden ſich die Touriſten mehr diluiren, mehr auseinanderlaufen, das ganze Alpenland wäre beſetzt und vielleicht kein Ort überfüllt.

Aber halt — dieſe Anſchauung iſt für die gewöhnliche Menſchheit faſt zu erhaben, zu großartig. Gibt es doch viele achtbare Männer, welche — gerade umgekehrt — behaupten, wer eine heimliche Stelle gefunden, der ſolle ja nicht darüber reden, noch weniger ſchreiben, weil ſie ſonſt auch Andere finden könnten. Werfen mir doch boshafte Freunde höhnend vor, ich hätte mich ſelbſt aus dem lieblichen Brixlegg hinausgeſchrieben, was denn doch ſehr zweifelhaft, weil die Vorzüge dieſes Oertleins auch ohne meine Zuthat nicht mehr lange verborgen bleiben konnten. Einige ſind ſogar der Anſicht, man könnte ganze Länder

unter den Scheffel ſtellen. „Nur nichts über Tirol ſchreiben!“ ſagte mir neulich mit warnendem Finger ein hochgebildeter, aber, wie es ſcheint, wenig beleſener Touriſt — „Nur nichts über Tirol!“ Gleichſam als wenn ich nicht ſchon mehrere, höchſt leſenswerthe Bücher darüber geſchrieben hätte und als wenn das Land vergeſſen würde, wenn Ein Autor weniger darüber ſchriebe.

Doch wollen wir jetzt in dieſer Richtung nicht weiter gehen, ſondern dem Programm gemäß von den Leiden des Reiſens ſprechen, aber auch nicht von den Leiden, welche die Reiſenden ſelber mitbringen, ſondern von jenen, die ſie den Sitten und Gewohnheiten oder auch den Unarten ihrer Mitmenſchen zu verdanken haben.

Wir gedenken daher ein kleines, harmloſes Sündenregiſter aufzuſtellen, das freilich nur im gaſtlichen Tirol geſammelt iſt, während andere Alpenländer gewiß ebenſo viele, ja noch mehr ſolche kleine Rügen verdienten. Dabei werden wir aber mit aller Schonung und Rückſicht verfahren, auch keinen Namen nennen, damit ſich Niemand ärgere. Zuletzt wollen wir auch den Unarten der Reiſenden einige Worte widmen, einige unzureichende fürwahr, denn dies Capitel dürfte allerdings viel eingehender beſprochen werden.

Behandeln wir nun z. B. den Schlaf, deſſen Nothwendigkeit Niemand beſtreiten wird, am wenigſten der Alpenwanderer, der ſein Tagwerk todesmüde im Wirthshaus beſchließt. Wir wollen aber eigentlich auch nicht von dem Schlafe ſprechen, ſondern von allerlei Umſtänden, die ihm feindlich ſind.

Ganz ſchonungslos wird der Schlaf in Tirol behandelt. Die Tiroler ſind ſo geartet oder erzogen, daß ſie auch beim größten Lärm nicht aufwachen oder doch gleich wieder einſchlafen, während die deutſche Touriſtenwelt, die ja zumeiſt aus Denkern beſteht, ſehr leicht aufwacht und ſehr ſchwer wieder einſchläft, weil alle ihre literariſchen, hiſtoriſchen, philoſophiſchen Fragen, die Sorge für das deutſche Reich, deſſen Schickſale und Geldbedürfniſſe ſie bei Nacht dermaßen überfallen, daß ſie die erwünſchte Ruhe nicht mehr finden kann. Mit beſonderer Angſt ſehen aber die germaniſchen Wanderer in Tirol den hohen Feſttagen entgegen. Da wird des Morgens um drei oder vier Uhr von allen Thürmen mit allen Glocken der Tag angeläutet und dazu aus allen vorräthigen Böllern geſchoſſen. Das mächtige, aber ſchön geſtimmte Glockengeläute verhallt nun allerdings nach wenigen Minuten und der fremde Gaſt denkt ſich gutmüthiger Weiſe: „Es war doch ein wohlklingender, erhebender Accord, der mein Herz erfreute und es aufwärts zog!“ Er begütigt ſich und legt ſich auf die andere Seite, aber die Böller ſchließen ihren hölliſchen Rachen nicht, ſondern krachen ſporadiſch und heimtückiſch fort, alle fünf, alle zehn, alle fünfzehn Minuten, ſo daß der müde Wanderer gewiß kein Auge mehr ſchließen kann, umſoweniger, als mit der ſechsten Stunde das allgemeine Geläute wieder beginnt, um mit einigen Unterbrechungen bis Mittag fortzudauern.

Dieſelbe krachende Beehrung wird auch den kaiſerlichen Prinzen und den hohen Würdenträgern, z. B. dem Statt-

halter, dem hochwürdigſten Biſchof gewidmet, wenn ſie zufällig in einem ländlichen Orte übernachten. Wie dankbar wären ihnen die fremden Gäſte, namentlich die Leidenden, die Kranken, deren ſich doch überall finden, wenn die hohen Herren auf dieſen ſinnloſen Lärm verzichten würden oder ihn auf ſieben Uhr verlegen ließen, wo die Böller für den Unbefangenen noch ebenſo erquickend knallen, wie des Morgens um vier Uhr.

Die Tiroler ſind in dieſem Stücke nach unſeren Begriffen wirklich zu nachſichtig. So kam es im letzten Frühjahre zu Bozen vor, daß am 23. April ein wahrhaft fürchterliches Schießen aus ungezählten Feuerſchlünden die ganze Stadt ſchon um drei Uhr aus dem Schlafe ſchreckte. Niemand wußte ſich die Sache zu erklären — die Meiſten glaubten, da für den vierundzwanzigſten die Feier der ſilbernen Hochzeit des Kaiſerpaares bevorſtand, ſo möchte etwa übertriebener Pflichteifer die Kanonade ſchon um einen Tag früher angeordnet haben — aber dies war nicht richtig; vielmehr feierte an jenem Tage der ehrengeachtete Ganzner Bauer am Berg ſeine Vermählung mit einer Jungfrau des Landes und dieſes Ereigniß ſchien ihm wichtig und erfreulich genug, um der ganzen Stadt ſchon vor Tagesanbruch durch Böllerknall verkündet zu werden. Die Fremden waren damals ſehr gereizt und klagten über die muthwillige Störung ihrer Nachtruhe; die Eingeborenen aber lächelten und fanden, daß ſich der biedere Landmann einen ganz niedlichen Jux gemacht. „Er heirathet ja nicht alle Tage; man muß ihm die Freude laſſen!“ Ein guter Bekannter

fand dieſe Störung des nächtlichen Einerleis ſogar ganz allerliebſt, geſtand aber im weiteren Verlauf des Geſprächs etwas verlegen, daß er — ſie ganz verſchlafen habe.

Übrigens wird dieſes Schießen, ſoweit es die kirchlichen Feſttage verherrlichen ſoll, an einigen Orten eingehalten, an anderen wieder nicht. Der hochwürdige Clerus hat nichts damit zu thun — es ſind meiſt Bauersleute, die trotz der ſchweren Zeiten noch einen überflüſſigen Groſchen in der Taſche finden und ſich deſſelben zur Plage ihrer Mitmenſchen zu entledigen trachten. Um ſo leichter könnte man dieſe läſtige Volksbeluſtigung beſeitigen, wenn man wollte. Auch wäre noch zu bedenken, daß kein Jahr verſtreicht, ohne daß dabei Unfälle vorkommen und Menſchenleben verloren gehen.

Schwerer wäre es wohl, die ſchlafenden Wanderer vom Wetterläuten zu erlöſen. Dieſes erklingt mitunter plötzlich in ſtiller Mitternacht oder um den erſten Hahnſchrei, und kommt oft unter einer Stunde nicht zur Ruhe. Iſt der Curat „wettergerecht“, das heißt iſt ſeine Weihe ſo kräftig, daß die Gewitter in ſeinem Sprengel keinen Schaden thun, ſo darf der Meßner wohl etwas ſaumſelig ſein — fehlt aber jener Zauber, ſo muß dieſer ſchon beim erſten fernen Blitze die Glocke rühren und darf damit erſt aufhören, wenn des weichenden Donners letztes Brummen verhallt iſt. Nachläſſigkeit in dieſem Stücke pflegen die Bauern ſtreng zu ahnden. Darum wird auch der Meßner, wenn er neue Wolken aufſteigen ſieht, lieber gleich zu läuten fortfahren, ſo daß es dann oft die halbe Nacht andauert.

Dieſes Wetterläuten iſt ſchon oft verboten worden — unter Joſeph II., unter der baieriſchen Regierung und ſeitdem wohl abermals, aber des Landmanns Herz hängt noch feſt daran, obgleich der unendliche Schaden, den die tiroliſchen Gewitter in neuerer Zeit herbeigeführt, ſehr deutlich zeigt, daß ſie ſich nicht wegläuten laſſen. Der Bauer glaubt einmal an einen erzürnten Gott, deſſen Grimm durch den melodiſchen Klang geweihter Glocken beſänftigt werde — freilich oft nur ſo, daß er die Fluren ſchont, aber den Meßner todtſchlägt, welch' Letzteres gar nicht ſelten vorkommt. Auch iſt der Glaube noch nicht ganz aufgegeben, daß es eigentlich die Hexen ſeien, die die Wetter bereiten, und daß dieſe durch das Geläute der Glocken verſcheucht werden.

Daß ein guter Wirth wie ein guter Engel über den Schlaf ſeiner Gäſte wachen ſoll, ſcheint uns ſo viel als ausgemacht, aber in Tirol findet man ſolche Engel ſehr ſelten. So wie es Tag wird, beginnt die Arbeit; der Hausknecht ruft dem Fütterer, der Fuhrmann dem Hausknecht, und Alle rufen mit jenen kräftigen, gurgelnden Alpenſtimmen, die keine Rückſicht dämpft; im Corridor klopft die „Zimmerin" alle Touriſtenröcke aus; auf der Gaſſe geht das Schnalzen an; vor dem Hauſe laden ſie Steine ab, im Hofe laden ſie Dünger auf. Mitunter ſcheint es gar, als ob man einem verehrten Gaſte eine beſondere Ovation dieſer Gattung bringen wolle. So erwachte ich einmal zu K** an einem ſehr nahen Lärm, obgleich es erſt fünf Uhr Morgens war. Ich ſah ſchnell

zum Fenſter hinaus und gewahrte, daß die alte Altane renovirt, die alten Bretter aufgehoben und ſtatt deren neue gelegt werden ſollten. Dabei hackten und hämmerten drei oder vier Zimmerleute nach Leibeskräften. Es war gleichwohl St. Johannis des Täufers Tag, der doch in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit als ein hoher Feſttag gefeiert wird. Ich fragte die Arbeiter entrüſtet, ob ſie denn nie von dem heiligen Mann im Schafspelze gehört, der von Heuſchrecken und Honigwaben gelebt und Chriſtum getauft habe; ob ſie nicht wüßten, daß heute ſein Namenstag ſei. Die entmenſchten Zimmerleute kehrten ſich aber kaum um, und nur einer ließ ſich zu den Worten herbei: „Sanct Johann hin, Sanct Johann her; die Altane muß heut' fertig werden. So iſt's uns angeſchafft!"

Der Gaſt ſchellte hierauf der Kellnerin, welche aber ſehr ſpät erſchien, da ſie ſich erſt anziehen mußte. Er ſtellte ihr vor, daß ſein Gaſtrecht ihm doch auch den nothdürftigen Schlaf garantire und daß ſie den Zimmerleuten bis ſechs Uhr Einhalt gebieten ſollte. „Ja gſchwind!" erwiderte das Mädchen lachend und lief davon, kam aber nicht wieder, auch nicht, als der Gaſt abermals geſchellt hatte; ſie war wohl wieder in die Federn „geſchloffen." Endlich ſtand ich im Aerger auf, kleidete mich an, ging hinunter und fragte nach den Wirthsleuten, hörte aber, daß ſie noch ruhig ſchliefen, denn vor ihrem Fenſter hackten keine Zimmerleute. Spät erſt, nach acht Uhr, erſchienen auch ſie im Herrenſtübel, worauf ich ſofort meine verlorene Ruhe beklagte und verdrießlich fragte, ob man denn hier-

zulande nicht wisse, daß auch die Gäste wenigstens bis sechs Uhr zu schlafen wünschten. Das Ehepaar zuckte die Achseln und wollte lange nichts Mündliches von sich geben, bis endlich die dicke und gemüthliche Wirthin etwas verschämt die Aeußerung wagte, ihnen seien die Gäste, die lange essen und lange trinken, viel lieber als die, welche lange schlafen, worauf sie der Gast, dessen Aerger sich schon wieder gelegt hatte, ganz liebreich auf das höchst lesenswerthe Buch des hochwürdigen Caplans Sebastian Ruf in Hall über Visionen und Delirien hinwies, da in diesem über die Nothwendigkeit des Schlafes sehr viel Belehrendes zu lesen.

Die Tiroler Wirthe oder vielmehr die Tiroler Wirthinnen — denn von den ersteren sieht man nicht viel, da sie sich meist der Landwirthschaft, dem Viehhandel, mitunter auch dem Trunke ergeben — die Tiroler Wirthinnen also sind zwar in der Regel sehr artig und liebenswürdig, halten aber diese angenehmen Eigenschaften mitunter nur bis Sonnenuntergang fest, nämlich bis das Haus voll ist, worauf sie dann oft eine Natürlichkeit herauskehren, die den Gast leicht befremden könnte. Als ich einmal bei einfallender Nacht zu ** in einem altbefreundeten Gasthofe zukehrte und nach dem Caplan ** fragte, hieß es, er sei beim H ** und werde dort den Abend zubringen. „Ach", sagte ich, „da gehe ich auch hin und komme dann später wieder." Daran wurde ich zwar nicht gehindert, aber die Frau Gastgeberin, die das Haus eben voll hatte, rief mir schnippisch nach: „Wenn Sie überhaupt einmal hinübergehen, so können Sie gleich drüben bleiben!"

Ein anderer Punkt wird in Tirol auch nicht so fein und verbindlich behandelt, wie zu Pest im Ungarland. In diese glänzende Stadt der Magyaren bin ich vor so und so viel Jahren auch einmal gefahren, und zwar mit einer Visitenkarte an das „Hotel Frohner". Se. Majestät der Kaiser und apostolische König war damals auch erschienen, zwar nicht meinetwegen, aber doch am selben Tage, und seine Ankunft hatte zahlloses Volk aus allen Himmelsgegenden herangezogen. „Thut mir leid", sprach Herr Frohner, als ich die Karte überreichte, „daß ich Sie nicht aufnehmen kann; aber ich habe nicht Ein freies Zimmer mehr!" — „O weh!" sagte ich, „da bin ich übel daran!" — „Bitte", entgegnete Herr Frohner, „Sie sind an mich empfohlen, und ich muß für Sie sorgen. Treten Sie ein, trinken Sie ein Glas und das Zimmer wird sich finden." — Und richtig, wie er vorausgesagt, in einer halben Stunde war eine hübsche Stube in der Nachbarschaft gefunden und ich der glückliche Besitzer eines reinlichen Bettes.

In B** dagegen, einer sehr angesehenen Stadt in Tirol, kam ich einmal, nicht absichtlich, nicht aus Bosheit, sondern weil die Eisenbahn sich verspätet hatte, erst nach zehn Uhr im Gasthof „zum **" an, den ich schon seit einem Menschenalter mit meinem anspruchslosen Besuche beehre. Das Haus war voll, und ich sah da wieder, daß ein solcher Zustand die besten und edelsten Wirthinnen bethört und aufbläht, allerdings nur vorübergehend, denn am nächsten Morgen, wenn sich das Haus wieder geleert,

ſind ſie ſo liebenswürdig wie zuvor. Alſo kam ich an und begrüßte meine alte Freundin, die gute Frau **, recht herzlich, fand aber einen ganz andern Empfang als ſonſt. „Thut mir leid“, ſprach ſie mit ſehr kühlem Bedauern, „nichts mehr frei!“ — „Ei was“, ſagte ich, „gar nichts mehr? Ich nehme ja mit Allem fürlieb.“ — „Nein, gar nichts mehr.“ — „Ja, was fang' ich an?“ — „Müſſen halt anderswo ſchauen.“ — „Können denn Sie nicht herumſchicken?“ — „Wir haben keine überflüſſigen Leute.“ Alſo fort in die finſtre Nacht hinaus — denn die Straßenbeleuchtung lag damals noch in den Windeln — zuerſt zum „Stern“, dann zum „Ochſen“, dann zum „Hirſchen“ und zu den anderen Beſtien, bis endlich eine ihre Arme aufthat und den müden Wanderer willkommen hieß.

Dieſelbe Geſchichte, und zwar mit dem ganz gleichen Verlauf, iſt mir einmal auch bei meiner werthen Freundin, der Frau ** zu K**, begegnet.

Wer nun aber die nächtliche Dunkelheit der kleinen tiroliſchen Städte und ihrer Wirthshäuſer nicht kennt, der weiß auch nicht, wie ſchauerlich eine ſolche Lage iſt.

Wenn die Gäſte um dieſe Zeit gehen, werden zwar die Lichter ausgelöſcht, aber die Kellnerin legt ſich noch nicht zu Bette, ſondern lehnt ſich an den Ofen und ſchläft ein. Das Hausthor ſteht wohl noch auf, führt aber in einen Vorplatz, der nicht beleuchtet iſt. Dort lauert auf den harmloſen Wanderer nicht ſelten eine unvermuthete Staffel, um ihn tückiſch zu Falle zu bringen. Jedenfalls leidet der Boden des Thorwegs an allerlei Löchern, und

der arme Wanderer kann dreimal auf die Nase fallen, ehe er nur tappend die steinerne Stiege erreicht. In diesem Momente pflegen ihn die blutdürstigen Haushunde zu hören — wenn er nicht schon vorher über sie gestolpert ist, denn sie legen sich sehr gern auf seine Pfade — und er kann dreimal zerrissen werden, ehe er nur drei Stufen erstiegen hat. Endlich erwacht die Kellnerin und bringt die Köter zu einiger Ruhe. Der weitere Verlauf und die Rettung des Wanderers hängt dann von den Umständen ab. Er kann möglicherweise auch zum zweiten- und zum drittenmale abgewiesen werden.

So ist es mir also in dem wunderbaren Land Tirol auch schon gegangen. Indessen — da ich immer auf gegenseitige Vergebung unserer menschlichen Schwachheiten hinwirke und jene mitunter selbst in Anspruch nehme, so habe ich auch meinen oben angedeuteten drei Freundinnen schon längst vergeben und kehre wieder gerne bei ihnen ein, denn wenn ihre Häuser nicht voll, so sind sie sehr angenehme und aufmerksame Wirthinnen. Nur wäre zu wünschen, daß die beiden Letzteren sich den Herrn Frohner zu Pest als nachahmungswerthes Muster immerdar vor Augen hielten.

In einem vielbesuchten Gasthof zu ** besteht auch, wie anderwärts, eine Glocke, durch welche der Hausknecht zur Nachtzeit geweckt und zur Öffnung des Hausthors gerufen werden kann. Diese Glocke, die sich eines sehr lauten Klanges rühmen darf, hängt aber nicht in seiner Stube, sondern in der offenen Halle oder dem Vorplatz

des erſten Stockes, von wo ihr Schall in alle Gemächer dringt. Als ich zum letzten Male in dieſem Gaſthof eingekehrt war und eben im erſten Schlafe lag, erklang es plötzlich ſtark und heftig. Es war ein Zug nach Mitternacht angekommen und da um dieſe Zeit der Omnibus nicht hinausgeht, ſo blieb es den Ankömmlingen überlaſſen, ſich eine Nachtherberge zu Fuß zu ſuchen. Alſo Glockenſchall! einmal, und weil der Hausknecht in tiefem Schlummer lag, zwei und drei Mal. Da ich die Tiefe ſeines Schlummers nicht theilte, ſo erwachte ich beim erſten Schlag, hoffte jedoch nach dem dritten wieder einſchlafen zu können. Einige Minuten nach dem erſten Fremden läutete aber ein zweiter, und zwar, da der Hausknecht noch mit jenem beſchäftigt war, ebenfalls ſeine drei Male. Etwas verdrießlich legte ich mich darnach auf's andre Ohr und hoffte nun aller weitern Störung enthoben zu ſein — da kam aber nach etlichen ferneren Minuten der dritte Reiſende und ſchellte eben ſo kräftig wie ſeine beiden Vorgänger. Endlich war auch dieſer herinnen und damit die Ruhe bleibend hergeſtellt, aber ich hatte mich leider geärgert und konnte ſo bald nicht wieder einſchlafen. Andern Morgens beklagte ich mich bei der Kellnerin, daß die Glocke auf dem Vorplatz hänge und nicht im Cabinet des Herrn Hausknechts, wo ſie doch nur dieſen und nicht alle andern Gäſte aufwecken würde. Das gute Mädchen verſtand mich aber nicht; es war ihr unerklärlich, daß man da aufwachen und noch unerklärlicher, daß man dann nicht gleich wieder einſchlafen könne. Übrigens ſei es,

ſagte ſie, von jeher ſo geweſen und es habe ſich noch nie Jemand darüber aufgehalten.

Eine ganz eigenthümliche und faſt komiſche Aufregung entſteht in den tiroliſchen Gaſthäuſern, wenn es zu frühe ſchneit und kalt wird. Bei uns ſieht man in einem ſolchen Vorkommniß lediglich einen Anlaß, den Ofen zu heizen, aber in Tirol hat jeder Ort ſeinen beſondern Heiligen — Gallus, Martinus u. dgl. — deſſen Namenstag von Alters her als der herkömmliche, unverſchiebbare, gewohnheitsrechtliche Anfang des Einfeuerns betrachtet wird, ſo daß eine früher auftretende Kälte als eine Prüfung oder Schickung gilt, die der chriſtliche Menſch, ohne an dem ehrwürdigen Brauche zu rütteln, demüthig hinnehmen und ertragen müſſe. Dazu kommt noch, daß die alten Ungeheuer von Öfen, die in den alten Häuſern noch immer aus Pietät erhalten werden, mit etlichen Scheitern nicht zu erwärmen ſind und daher auch aus dieſem Grunde lieber gewartet wird, bis der wirkliche Winter mit allen ſeinen Schrecken in's Land gekommen. Sobald dies der Fall, wird dann allerdings dermaßen geheizt, daß der Ofen bis zum Frühjahr nicht mehr kalt wird.

Eine ſolche verfrühte Kälte war dieſes Jahr im October eingetreten. Zu Innsbruck hatte es bis in die Gaſſen, und in Brixen bis auf die nächſten Höhen heruntergeſchneit. In letzterer Stadt, wo ich mich damals aufhielt, fror Alles, aber in Demuth und Gottvertrauen, hoffend, daß die Prüfung bald vorüber ſein werde. In den Zimmern zeigte zwar der Thermometer nur ſieben

bis acht Grad Wärme, aber man hörte doch allenthalben, daß es zum Einheizen noch viel zu früh sei. Den Fremden wurde es merklich verübelt, daß sie sich in diese Anschauung nicht fügen wollten, sondern sich über herrschende Unbehaglichkeit sehr vernehmlich beklagten. In der Wein- und Gartenwirthschaft bei Herrn Ostheimer, wo ich fast täglich zusprach, war man wenigstens so höflich, eine warme Stube für morgen zu versprechen, aber dieses Morgen ist nie erschienen. Meinen vieljährigen Herbergsvater, den Herrn — aber ich wollte ja keinen Namen nennen — der sonst so ruhigen und freundlichen Wesens, ihn fand ich nie so aufgeregt wie in diesen Tagen. Er empfand es selbst sehr bitter, daß es empfindlich kalt sei, aber noch viel bitterer, daß es auch die Fremden empfanden und darüber klagten. Im kleinen Speisesaal saß da eine ältliche Dame aus Norddeutschland, die sich zitternd die Hände rieb und jammerte, es sei doch schrecklich in diesem Lande, daß man die Öfen, auch wenn sie da seien, nicht heizen wolle. Als Herr ** das hörte, ward er so ärgerlich, wie ich ihn noch nie gesehen und gab ganz zornig den Auftrag, in's T**'s Namen einzufeuern. Allerdings schlug es wenig an, wie auch in meinem Zimmer, wo der Thermometer in vier Tagen nur einmal bis auf zwölf Grade hinauf ging, während ich doch aus der Rechnung sah, daß man jeden Tag geheizt hatte. Das ganze alte Ofenwesen in Tirol bedürfte bei den jetzigen Holzpreisen einer gründlichen Revision.

Indessen leidet der Gerechte nicht allein an solchen

kleinen Gebrechen der Gasthäuser, sondern oft noch viel mehr an den Reisenden und den „Reisendinnen" selbst. Die Nation der Denker schickt nämlich mitunter sehr ungezogene Leute in die Fremde. Man möchte da herkömmlicher Weise zuerst an die Süddeutschen, die Isarwinkler, die Holladauer, die Waldler denken, aber als das bedenklichste Völklein gelten in den Alpen eigentlich die Berliner, namentlich wenn sie durch das Christenthum noch nicht veredelt sind. (Freilich versteht man dort unter jenem Namen Alles, was jenseits des Thüringer Waldes zu Hause ist.) Rief nicht jüngst ein solcher Jüngling, den man instinctiv der Metropole der Intelligenz zuschrieb, im Münchner Residenztheater mit lauter Stimme um eine Maß vom Hofbräuhaus? Andere, die vor dreißig Jahren über die „lächerliche" Billigkeit gelacht, fangen jetzt, was hier zu Lande bisher ganz unbekannt, zu feilschen an und drücken an den billigsten Rechnungen herunter — Andere wieder halten den Passeirern, den Pusterern und derlei naiven Alpenkindern politische Vorträge über das diesen ganz unverständliche Glück, dem neuen deutschen Reiche anzugehören und wundern sich, daß sie ihre Sehnsucht darnach so lange unterdrücken können u. s. w.

Damit soll aber nicht mehr gesagt sein, als daß es auch den Berlinern oder sagen wir gleich: den Norddeutschen mitunter an häuslicher Erziehung fehlt und daß man ihre Unarten nicht allenthalben als geistige Vornehmheit hinnimmt, wogegen wir gerne anerkennen, daß unter ihnen zahllose Männer und Frauen sind, die wir hoch-

achten, die wir ſehr gerne in den Alpen finden, deren Wiederſehen uns immer herzlich freut.

Es iſt kaum zu läugnen, daß die Deutſchen auf Reiſen ihre hohe Bildung oft nur in großer Verdünnung auftreten laſſen. Franzoſen, Engländer, Italiener ſcheinen viel mehr Rückſicht auf ihre Mitmenſchen zu nehmen. Auf Reiſen ſollte z. B. jeder Menſch den andern bis um ſechs Uhr ſchlafen laſſen. Aber leider pflegen auch unſere höchſten Honoratioren, Präſidenten, Hofräthe und Profeſſoren, Oberlandesgerichts- und Commercienräthe, deren Gattinnen und Töchter, wenn ſie um fünf Uhr zur Eiſenbahn müſſen, mit den plumpſten Schritten über die Gänge zu trampeln, obgleich ſie ſich mit leichter Mühe etwas ſchwebender halten könnten. Daß es vor ſechs Uhr eben ſo unſchicklich, Clavier als Flöte zu ſpielen, gilt wohl als angenommen, wird aber doch oft überſehen. Unvergeßlich ſind mir auch die drei Münchner Studenten, die einmal zu Miesbach über Nacht lagen, des Morgens, um auf die rothe Wand zu gehen, um halb vier Uhr aufſtanden und ſämmtlich das bekannte: Steh nur auf, ſteh nur auf, ſchöner Schweizerbue! zu intoniren begannen, während der erſte überdies mit ſeinem Gebirgsſtocke beſtändig nach dem Stiefelzieher warf, um ſich im Treffen zu üben, der andere, um ſeine Turnkunſt zu zeigen, immer von dem Waſchtiſch auf den Boden ſprang, der dritte aber einen lockern Nagel in ſeinem Bergſchuh feſthämmerte. Als ich endlich gereizt hinüberrief: „S'iſt erſt vier Uhr, meine Herren! bitte um einige Ruhe!“ erhoben ſie ein

hölliſches Gelächter, ſchlugen ſich polternd über die Treppe hinunter und verließen „himmelhoch jauchzend“ das Haus.

Über derlei Erlebniſſe habe ich aber ſchon da und dort geklagt und da ich zu Welsberg im Puſterthal, wo ich dieſe Elegie zu ſchreiben mich beehre, meine ſämmtlichen Werke nicht beiſchaffen, daher auch nicht vergleichen kann, ob ich den einen oder anderen meiner unmaßgeblichen Gedanken nicht ſchon anderswo vorgebracht, ſo bitte ich einen wohlwollenden Leſer, der vielleicht eine unabſichtliche Wiederholung ergattert, um Nachſicht und Schweigen.